



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zu Franz Bopps hundertstem Geburtstage

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

die das gleiche Verfahren und die gleiche Bedeutung der Kommandoworte längst vor uns angenommen haben, der Skandinavier und Franzosen.

Gegen das in der kaiserlichen Marine beliebte Verfahren ist ein Einwand erhoben worden, er hat aber nur eine scheinbare Bedeutung. Man meint, die alten deutschen Rauffahrteischiffer würden sich nun und nimmermehr den alten liebgewordenen Gebrauch verkümmern lassen. Da sich aber die alten Seefahrer der Bretagne und der Normandie, die der Normänner, Dänen und Schweden hineingefunden haben, so werden die Friesen, Schleswig-Holsteiner und Pommern auf die Dauer an Gelehrigkeit hinter jenen wohl auch nicht zurückbleiben wollen.

Daß die seemännischen Betriebe des deutschen Reiches drei sich widersprechende Arten von Ruderkommandos haben, und daß die Möglichkeit einer noch hinzutretenden vierten Art nicht ausgeschlossen ist, muß als ein auf die Dauer unhaltbarer Übelstand bezeichnet werden. Wenn man sich nicht einigen kann, so wird nichts übrig bleiben, als dem Mißstande auf dem Wege des Gesetzes ein Ende zu machen.

Weimar

Vizeadmiral Batsch



## Zu Franz Bopps hundertstem Geburtstage



ie Sprachwissenschaft, die heute in dem Kreise ihrer Schwestern eine ehrenvolle Stellung einnimmt, hat, wie uns dieses Jahr klar vor Augen führt, noch kein recht ehrwürdiges Alter erreicht, denn am 14. September ist erst ein Jahrhundert verfloßen, seit Franz Bopp, ihr Begründer und Ausbauer, geboren wurde, und erst 75 Jahre sind vergangen, seit sein erstes Werk „Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der lateinischen, persischen und germanischen Sprache“ veröffentlicht wurde. Schon bei seinem Erscheinen erregte dieses kleine Buch, mit dem Bopp mit einer empfehlenden Vorrede seines Lehrers Windischmann in die wissenschaftliche Welt trat, und das er wenige Jahre darauf auch in englischer Sprache herausgab, bei den beiden stammverwandten Völkern berechtigtes Aufsehen, aber daß der hier gepflanzte Same zu einem so mächtigen, herrlichen Baume gedeihen würde, konnte damals keiner ahnen. Bopp hat die von ihm begründete Wissenschaft selbst weiter ausgebaut, vor allem durch seine „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen, Go-

tischen und Deutschen," die von 1833 bis 1852 erschien, und die er selbst noch in einer zweiten Auflage herausgeben konnte. Übersetzungen in das Englische und Französische legten Zeugnis dafür ab, welches Interesse man auch in diesen Ländern der jung aufblühenden Wissenschaft entgegenbrachte. Aber mit den hier behandelten Sprachen war der Kreis der verwandten noch nicht erschöpft; noch fehlten von größern Sprachfamilien das Slawische, das Keltische, das Armenische und das Albanesische. Aber auch deren indogermanischen Ursprung hat zum Teil Bopp selbst noch in glänzenden Untersuchungen dargelegt. Die nachfolgenden Geschlechter haben zwar den stolzen Bau im Innern noch schöner zu gestalten, auch ihn noch höher zu führen vermocht, aber zu dem von Bopp gegründeten Fundament haben sie nicht viel hinzufügen, auch nichts hinwegnehmen können. Selbst den folgenschwersten Gedanken der neuern Sprachforschung von der Ursprünglichkeit des europäischen Vokalismus mit seinem e und o gegenüber dem einförmigen sanskritischen a finden wir schon in der ersten Schrift Bopps ausgesprochen. Leider hat sich Bopp später durch Jakob Grimm verleiten lassen, diese Ansicht aufzugeben.

Eines solchen Mannes zu seinem hundertsten Geburtstage zu gedenken, ist unsre Ehrenpflicht. Gehört doch Bopp mit zu denen, die den deutschen Namen in einer Zeit, wo unser Vaterland in viele Teile gespalten politisch ohnmächtig darniederlag, zu Ehren gebracht haben. Denn in vielen Ländern hat man die Ergebnisse der Sprachforschung freudig begrüßt und nach manchen Seiten zu verwerten sich bemüht. Aber auch ihren weitem Ausbau verdankt sie im wesentlichen Deutschen, die übrigen Völker verhalten sich, von einzelnen, glänzenden Ausnahmen abgesehen — ich brauche nur an den Italiener Ascoli und den Amerikaner Whitney zu erinnern, die auch in Deutschland in hohem Ansehen stehen — mehr rezeptiv, und so können wir die Sprachwissenschaft zugleich die deutscheste aller Wissenschaften nennen. Zwar scheint es, als ob sich diese Lage der Dinge heute ändern wollte. Die Amerikaner und vor allen Scandinavier nehmen kräftig an dem Ausbau der Wissenschaft teil, und wenn auch die Amerikaner ihre erste Belehrung noch vielfach in Deutschland selbst suchen und an manchen Universitäten eine größere Zahl zu den Sprachwissenschaftsstudirenden stellen als die Deutschen selbst, so dürfte doch die Zeit nicht mehr fern sein, wo sie nicht mehr zu diesem Zweck übers Meer kommen werden. Die geistige Führung aber wird, wenn nicht für immer, so doch noch für lange Zeit unserm Vaterlande verbleiben.

Bopps Leben soll hier nicht erzählt werden. Sein Leben sind seine Werke, und der Leser findet darüber an manchen Orten, so in jedem Konversationslexikon, Auskunft. Wir werden uns Bopps große Verdienste besser vergegenwärtigen, wenn wir die Bedeutung der Sprachwissenschaft würdigen, uns ihre bisher erreichten Ergebnisse vorführen und ihre künftigen Ziele ins Auge fassen.

Bopp widmete der Sprachforschung seine Neigung zu ernster, wissenschaftlicher Beschäftigung „sogleich von Anbeginn mit der Absicht,“ wie sein Lehrer Windischmann in den Vorerinnerungen des zuerst erwähnten Buches bemerkt, „auf diesem Wege in das Geheimnis des menschlichen Geistes einzudringen und demselben etwas von seiner Natur und von seinem Gesetz abzugewinnen.“ Und dies ist in der That eines der Hauptziele der Sprachwissenschaft geblieben. Die Sprache ist das, was den Menschen am meisten vom Tier unterscheidet, sie ist der Ausfluß seines Denkens und der Ausdruck seines Geistes, und in dieser Beziehung ist die Beschäftigung mit der Sprache, der Art und Weise, wie der einzelne Mensch und einzelne Volksstämme ihre Gedanken ausdrücken, ein Teil der Psychologie.

Bekanntlich unterscheiden sich die indogermanischen Sprachen nebst den semitischen von allen andern scharf, sie sind flektirend, das heißt, sie stellen die Beziehungen, in denen die einzelnen Wörter, die einzelnen Begriffe zu einander stehen, durch eine formale Änderung des Wortes dar: mensa, der Tisch, mensae, des Tisches. Es ist möglich, daß in diesen Kasusendungen selbständige Wörter verborgen sind, lupu-s sich aus lupo und -s, das „der“ oder „dieser“ bedeutet haben mag, zusammensetzt, und daß es vielleicht gelingen wird, eine Brücke zu den bloß agglutinirenden, d. h. zusammenleimenden Sprachen zu schlagen. In diesem Ausdruck der Beziehungen aber, wie ihn die flektirenden Sprachen ausgebildet haben, zeigt die historische Entwicklung, die uns erst durch die Sprachwissenschaft klar geworden ist, eine eigentümliche Wandlung. Die indogermanischen Sprachen ersetzen allmählich den Ausdruck der Beziehung, der ursprünglich am Ende stand, durch einen vor dem Worte. Während der Lateiner noch deklinirt homo, hominis, homini, drückt der Franzose dieselben Beziehungen durch l'homme, de l'homme, à l'homme aus. Der Deutsche sagt noch der Mann, des Mann-es mit doppeltem Ausdruck der Beziehung im Artikel und in der Kasusendung — eines genügt vollkommen wie im Femininum — die Frau — der Frau —, aber der Engländer ist schon einen Schritt weiter gegangen und deklinirt the man, of the man. Daß dies eine geistige Entwicklung darstellt, ist nicht von Anfang an bemerkt worden, aber trotzdem unzweifelhaft, denn den Ausdruck vor den neu eingeführten Begriff zu setzen, erfordert ein größeres Maß geistiger Übersicht als der umgekehrte Weg. Je mehr die Beziehungen durch Präpositionen vor dem Wort, durch feste Stellung innerhalb des Satzgefüges wie im Französischen, im Englischen und im Deutschen ausgedrückt werden, um so weiter ist auch die geistige Entwicklung des Volkes vorgeschritten. Und so lehrt uns denn die Sprachwissenschaft, was uns mit andern Mitteln die Geschichte anvertraut hat, daß die europäischen Völker sich von einer tiefern, geistigen Stufe zu einer höhern erhoben haben, wobei allerdings die Sprachwissenschaft ihre Betrachtung auf sehr viel frühere Zeit als die Geschichte ausdehnen kann.

Man könnte nun zwar manche der psychologischen Probleme, die die Sprache bietet, erklären, wenn man moderne Sprachen, Sprachen der Europäer, der Asiaten und der Afrikaner neben einander stellte und untersuchte, welche Mittel jede zum Ausdruck der Gedanken anwendet, aber diesem Vorgehen würde eine wichtige Seite fehlen, die Betrachtung der Entwicklung. Die Sprachwissenschaft hat ihre überraschendsten Ergebnisse dadurch erreicht, daß sie die Sprachen verschiedener Völker verglichen und hieraus eine viel frühere Sprachperiode erschlossen hat. Zwischen dieser ältesten Stufe und den historisch überlieferten können wir oftmals noch Zwischenstufen aufstellen, so z. B. das Urgermanische, aus dem alle germanischen Sprachen, Gotisch, Scandinavisch, Deutsch, Englisch geflossen sind, weiter das Westgermanische, die Vorstufe für Oberdeutsch, Niederdeutsch, Friesisch und Englisch allein. Aufgabe der Sprachwissenschaft ist die Betrachtung dieser ganzen Reihe von den ältesten Zeiten bis auf die Dialekte der Gegenwart. Wir können nirgends einen Einschnitt machen und müssen auch auf alle Sprachperioden die sprachwissenschaftliche, d. h. entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise anwenden. Thatsächlich geschieht dies auch in den meisten Fällen. Die germanische, die slawische, die romanische Grammatik kennt keinen andern Standpunkt der Erklärung als diesen, nur die klassische Philologie hält sich, zu ihrem eignen Nachteil, von der Sprachwissenschaft noch fern.

Fast von selbst also hat sich der Begriff der Entwicklung ergeben, aber gerade darin lag auch von Anfang an die größte Schwierigkeit. Von der Sprache gilt das Wort des alten griechischen Philosophen: πάντα ῥεῖ. Die Sprache ist in einem steten Flusse, ist immerwährender Veränderung unterworfen, und so galt es denn zuerst, die Veränderungen, die sich von einer Zeit zur andern eingestellt hatten, ausfindig zu machen. Vieles fiel ja sofort in die Augen. Die deutsche Lautverschiebung ist frühzeitig von Jakob Grimm entdeckt worden. Auch daß, obgleich sie oft für sehr viele Fälle gilt, doch mannichfache Ausnahmen von diesen Lautveränderungen vorhanden waren, konnte nicht verborgen bleiben, und der aus dem Altertum übernommene Satz: „Keine Regel ohne Ausnahme“ schien in der gesamten Wissenschaft selbst die einzige Regel ohne Ausnahme zu sein. Die fortschreitende Entwicklung der Wissenschaft deckte jedoch mehr und mehr den Grund einzelner Abweichungen auf, und so gelang es, als der romantische Sinn vom Anfang unsers Jahrhunderts in den naturwissenschaftlichen der modernen Zeit überzugehen anfang, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht zu finden, in dem man den durch die Thatsachen allerdings noch nicht völlig bestätigten Grundsatz aufstellte: Die Lautgesetze sind ausnahmslos. Die Fassung dieses Satzes ist nicht besonders glücklich, da sie zu vielen Mißverständnissen führen kann und geführt hat. In letzter Linie geht er auf den Satz vom zureichenden Grunde zurück, daß sich nichts ohne Ursache vollzieht, und daß es daher Aufgabe der Wissen-

schaft sein muß, zu erkennen, weshalb sich in dem einen Fall ein Laut so, in dem andern so verändert hat. Ein Beispiel mag das klarer machen. Nach Grimms Lautverschiebungsgesetz entspricht einem griechisch-lateinischen *t* im Gotischen ein *th*, mit dem Lautwert des englischen *th*, und dies hat sich im Hochdeutschen weiter zu *d* gewandelt, z. B. lateinisch *frater* = gotisch *brōthar* = Bruder. In andern Fällen, die genau dieselben zu sein scheinen, finden wir im gotischen ein *d*, im deutschen ein *t*, so im lateinischen *pater*, *mater* = gotisch *fadar*, *mōdar*, Vater, Mutter. Anscheinend hat sich also hier derselbe Laut willkürlich in zwei verschiedene gespalten, und recht lange hat man nicht gewußt, irgend eine Ursache dafür ausfindig zu machen, bis endlich durch eine glänzende Entdeckung Karl Berners, eines dänischen Gelehrten, der Grund in dem Wechsel des indogermanischen Accentes gefunden wurde. Bruder entspricht im Sanskrit *hrātā*, Vater, Mutter *pitā*, *mātā*. So haben wir im Deutschen also in diesen und vielen andern Wörtern noch Nachwirkungen des alten, vor mehreren tausend Jahren gesprochenen indogermanischen Accentes, und es gehört zu den anziehendsten Aufgaben der Wissenschaft, diese alten Überreste zu betrachten. Wie hier, so ist es aber auch in unzähligen andern Fällen gelungen, die scheinbaren Ausnahmen wieder auf Gesetze zurückzuführen, und das Endziel der Wissenschaft, gewiß ein ideales, wohl nie ganz erreichbares muß sein, dies in allen Fällen zu thun.

Die genaue Feststellung der Lautgesetze und die damit gegebne vollständige Darlegung der Entwicklung der Sprache ist nun ja an und für sich wichtig genug. Sie ist aber auch notwendig für die Erforschung der Kulturgeschichte, zu der vor allem auch die Sprachwissenschaft so viel beigetragen hat und noch beiträgt. Als der Zusammenhang der indogermanischen Sprachen aufgedeckt war, gelangte man zu der Ansicht, daß alle diese verwandten Sprachen aus einer uns wahrscheinlich nicht mehr erhaltenen Urquelle geflossen seien. Die Sprache besteht aber nicht an und für sich, sondern ist an den Menschen, an ein Volk als ihren Träger mit Notwendigkeit gebunden, also muß auch vor mehreren tausend Jahren ein Volk gelebt haben, das diese Sprache gesprochen hat. Und aus dem Wortschatz, den wir für diese Urzeit durch Vergleichung gewinnen, können wir uns eine Vorstellung von der Kultur dieses Volkes machen. Bei den großen Schwierigkeiten, die mit dieser Forschung verbunden waren, und von denen sich die junge Wissenschaft nicht die rechte Vorstellung machte, kann es nicht verwundern, daß die Ansichten über diese Kultur sehr geschwankt haben. Während man früher den Indogermanen Ackerbau und damit hohe geistige Entwicklung zuschrieb, hält man sie heute für ein Hirtenvolk, das höchstens ein oder zwei wild wachsende Halmsfrüchte und die Eicheln sammelte, die der Herbststurm von den mächtigen Bäumen herabschüttelte. Hund, Rind und Schaf besaß man in gezähmtem Zustande, nicht aber das Schwein, das Roß und die Ziege. Die Nahrung bestand demgemäß aus

Fleisch und Milch, die aber kaum zu Käse und Butter verarbeitet wurde, und im Winter verzehrte man wohl die gesammelten Früchte. Die zahlreichen Ausdrücke für verwandtschaftliche Beziehungen wie Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Enkel oder Nefse, lateinisch *nepos*, Schwiegertochter, sanskrit *snushā*, lateinisch *nurus*, unser Schwur, Schwiegervater, lateinisch *socer*, griechisch *ἐνυρός*, mittelhochdeutsch Schweher u. s. w. weisen auf ein ausgebildetes, fest gegliedertes Familienleben. In ähnlicher Weise ist es nach vielen andern Richtungen gelungen, ein Bild von der ältesten Kultur der Indogermanen zu entwerfen.

Auch ihre Heimat hat man mit denselben Mitteln zu bestimmen versucht. Früher hielt man ziemlich allgemein Asien, diese *officina gentium*, für den Urwohnsitz, heute nimmt man in weiten Kreisen Europa dafür in Anspruch, weil im indogermanischen wohl Ausdrücke für Wolf und Bär, nicht aber für Löwe und Tiger, für das Roß, nicht aber für das Kamel, für die europäischen Bäume Birke, Buche, Eiche, Fichte, Weide, nicht aber für die Palme vorhanden waren.

Doch weiter. Wie wir mit Hilfe der Sprachwissenschaft nicht nur eine indogermanische, sondern auch eine urgermanische und eine westgermanische Sprachperiode erschließen, so auch natürlich entsprechende Kulturperioden. Und gerade für diese Perioden ist eine genaue Feststellung der Lautgesetze eine Notwendigkeit, denn nur wenn dies geschehen ist, können wir mit Sicherheit sagen, ob ein Wort uraltes Erbgut oder Entlehnung ist. Je zahlreichere und eigentümlichere Lautwandlungen eine Sprache im Laufe der Zeit erlitten hat — gerade das Germanische ist sehr stark und eigentümlich umgewandelt worden —, umso leichter ist für die Sprachwissenschaft die Scheidung des alten Erbgutes von den Lehnwörtern. So entrollt sich denn vor unsern Augen das Bild eines überaus lebhaften Kulturaustausches zwischen Römern, Kelten, Germanen und Slawen. Die römischen Kaufleute brachten den Wein, der ursprünglich den Germanen fremd war, und gaben mit dem Namen dafür auch ihren eignen, denn unser „kaufen,“ althochdeutsch *kaupōn*, ist aus lateinisch *caupo* abgeleitet. Die mangelnde Lautverschiebung zeigt mit Sicherheit, daß dieses Wort entlehnt ist.

Es sind aber nicht nur einzelne Wörter, die mit den dazu gehörigen Gegenständen einwandern, sondern ganze Gruppen. Wie noch heute unsre militärischen Ausdrücke fast durchweg ein französisches Gepräge tragen, weil die Ausbildung des modernen Heeres einst bei den Romanen ihren Ursprung genommen hat, und somit auch dem nicht sprachwissenschaftlich gebildeten ihre Geschichte deutlich erzählen, so läßt sich durch tieferes Eindringen auch der fremdländische Ursprung von Wörtern, die sich auf die Baukunst beziehen, erkennen. Mauer, Keller, Söller, Speicher, Kammer, Ziegel, Pfeiler, Pfosten, Pfahl sind, wenn auch jetzt ganz deutschen Aussehens, ebenso entlehnt wie zahlreiche auf die Küche bezügliche Ausdrücke: Koch, Küche, Schüssel, Kessel,

Becken, Tisch, Essig, Senf, Pfeffer, Kohl, Pflanze, Rettich, Kürbis, Kümmel, Kirsche, Pfirsich, Pflaume, Duitte, Feige.

Aber wenn auch manches auf diesem Gebiete heute schon mit Sicherheit festgestellt ist, so bedarf es doch in vielen Fällen immer wieder erneuter Untersuchung und Feststellung der Lautgesetze und der geschichtlichen Entwicklung der Sprache. Das ist die Grundlage, auf der der ganze kühne Bau der Kulturgeschichte erst ruhen kann, und ist diese Grundlage nicht sorgfältig und fest gefügt, ist sie auf Sand statt auf den Fels gegründet, so kann auch der darüber errichtete Bau nicht Bestand haben, er muß wieder abgetragen und neu errichtet werden.

Im allgemeinen kann und muß die Forschung in der bisherigen Weise weiter gehen, und sie wird, wenn sie sich erst mit den übrigen Wissenschaften, die dieselben Ziele verfolgen, wie Geschichte, Archäologie, Ethnologie und Anthropologie, in das rechte Einverständnis gesetzt hat, gewiß auch schöne Ergebnisse haben.

Aber auch für die weitere vorhistorische Ferne winken der indogermanischen Sprachwissenschaft noch lockende Ziele. Die indogermanische Grundsprache ist nicht fertig mit einemmale wie Athene aus dem Haupte des Zeus entsprungen, sondern sie muß sich aus einer mit andern Völkern gemeinsamen Sprache entwickelt haben, sie muß näher oder ferner mit den übrigen Sprachen der Welt verwandt sein. Bis jetzt hat man freilich noch vergeblich versucht, engere Beziehungen zu den semitischen und den finnisch-ugrischen Sprachen zu begründen. Die Hoffnung, daß es gelingen werde, auch hier eine viel frühere gemeinsame Sprachperiode nachzuweisen, die dann Licht für sehr frühe Zeiten bringen würde, dürfen wir aber nicht aufgeben, obgleich niemand sagen kann, wann dieses Ziel erreicht werden wird.

Immer werden aber der Beschäftigung mit der Sprache, diesem wunderbarsten und machtvollsten Werkzeuge des Menschen, schöne und hehre Ziele winken, und das Denkmal, das sich Franz Bopp mit der Begründung dieser Wissenschaft gesetzt hat, ist in Wahrheit aere perennius. Hoffentlich werden sich die Deutschen bemühen, wie bisher, so auch künftig in dieser Wissenschaft allzeit voran zu sein.

